Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 21

Artikel: Passion in Bern : ein Täuferroman [Fortsetzung]
Autor: Laedrach, Walter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645490

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

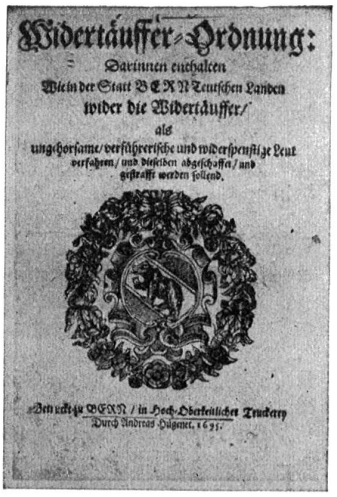
Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Passion in Bern



Ein Täuferroman

von

Walter Laedrach

Copyright 1938, Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach

Endlich sahen sie den großen See; aber nicht lange, denn in Lausanne verschwanden sie im Keller des Schlosses, bis es eines Tages hieß: Das Schiff ist da! Fort jetzt, zum Land hinaus!

Nun ging es hinab an das Wasser, da lag eine savoyische Barke. Die nahm sie fort, hinüber ans andere Ufer, und neue Soldaten waren da, die nicht mehr deutsch konnten, und neue Märsche begannen und neue Städte tauchten auf, grau und verträumt zwischen Rebbergen.

Immer höher wurden die Berge und immer kälter der Wind, bis sie über Schnee- und Eisfeldern den höchsten Paß erreicht hatten und in das heiße Tal von Aosta hinabstiegen. Dann öffneten sich die finsteren Tore von Turin, und immer enger wurden die Gassen und höher die Häuser, und im Verlies eines großen Palastes schloß man sie ein.

Da wartete schon eine große Zahl von Unglücklichen; wo sie alle herkamen, war nicht zu erfahren, sie redeten in allen Sprachen. Es waren Verbrecher aus vielen Ländern dabei, und daneben Prediger der Hugenotten aus Frankreich und Täufer aus Bern.

Der Herbst wartete draußen vor der Stadt, die Rebberge trugen blauende Trauben, und der Winter war nicht mehr weit, in dem die großen Galeeren nicht mehr herumfuhren, sondern irgendwo in einem Hafen vor Anker lagen.

Darum ließ man den ganzen Transport der Gefangenen im dunkeln Keller von Turin liegen, und die Täufer dachten darüber nach, wo es dunkler und kälter gewesen sei, im Dittlingerturm zu Bern oder im Palazzo Ducale zu Turin.

Es war nicht zu entscheiden, was vorzuziehen sei, die Ketten drückten gleich schwer, und der Fußboden war gleich kalt; doch verdiente ohne Zweifel die italienische Kost das größere Lob, denn außer Wasser und Brot gab es noch hie und da eine Minestra und Wein, denn als zukünftige Ruderer konnte die königliche Flotte keine kraftlosen Gerippe anstellen!

Aber der besten Suppe zum Trotz hatten die fünf Täufer doch Langezeit nach den engen Verliesen des Berner Turmes, in denen sie wenigstens in heimatlichen Steinen eingemauert waren und in der Stille mit Gott reden konnten. Das aber war hier schwer geworden im lärmenden Gewühl der vielen fremden Abenteurer und Verbrecher.

Endlich kam der Frühling so warm ins italienische Land, daß sogar im kühlen Keller ein Hauch davon zu verspüren war, und jetzt taten sich die Gefängnistore auf zum Abmarsch nach Genua.

Jetzt waren sie nicht mehr ihrer sechs, nein, mehr als hundert zogen durch die unendliche Ebene gegen die fernen appenninischen Berge hinüber, bis vor ihnen das Meer erblaute in bleichem Glanz.

Todmüde kamen sie eines Nachts in Genua an und wurden gleich in ein großes Schiff gebracht, das dort im Hafen lag, eine neue, zweistöckige Galeere. Dunkel lag der ganze Raum vor ihnen; aber kühl wehte der Seewind zu den Luken herein, und das tat wohl nach dem langen Marsch.

Todmüde legten sie sich auf die harten Bänke und schliefen, ungeachtet des leicht schaukelnden Schiffes, einen todähnlichen Schlaf.

Mit dem Morgengrauen aber wurde es lebendig, die Aufseher erschienen mit den Kettenschmieden und schlossen jeden Gefangenen an eine der Fußketten, die in kurzen Abständen im Eichengebälk der Bankung eingelassen waren.

Hier war nun ihr Lebensraum, immer sechs an eine Bank geschmiedet, vor ihnen das fünfzig Fuß lange Ruder, das sie zusammen nach dem Pfiff des Aufsehers im Takt durch Vor- und Zurückspringen hoben und senkten.

Solcher Ruder gab es fünfzig, mit denen das königliche Schiff auf dem wilden Meer bewegt und den fernen Gestaden Siziliens zugeführt werden sollte.

Ein Aufseher kam und warf jedem einen Unterrock zu, ein Hemd und einen Kittel, einen Mantel und eine Mütze, auch noch ein paar Strümpfe.

„Fort mit euren alten Lumpen", hieß es jetzt, und er riß dem Peter, der die fremde Sprache nicht verstand, den Rock und die Hosen vom Leib. „Alle müssen jetzt gleich aussehen."

Wie zieht man aber das Zeug an?

Die Täufer sahen sich um. Vor ihnen zog sich ein alter piemontesischer Räuber den Ueberrock eben über den Kopf herunter, der Fußkette wegen war es nicht anders möglich.

Das Hemd kam darüber, dann der rote Kittel; den groben Mantel zog man nicht an, der diente als Decke in der Nacht und an kalten Tagen.

„Rasch", befahl der Aufseher und schwang eine Peitsche. „Das Essen ist bereit."

Ein Knecht bringt einen Kübel mit Bohnen in Oel und Salz, die rochen, daß sich die Berner die Nase zuhalten mußten. Aber sie lernten doch, das Futter mit den Händen zu essen, denn etwas anderes gab es nicht, bis die schwere Ruderarbeit begann. Da kam ein Kessel auf die Bank mit Brotstücken, die in Wein getaucht waren. So fuhr das große Schiff langsam der Küste nach dem warmen Palermo zu, das damals dem König von Sizilien gehörte.

Am siebenten Morgen stand Christian Lüthi nicht mehr auf, als der Aufseher pfiff und die Tagesarbeit begann.

„Auf, du Hund", schrie er ihn an, und schlug mit der Peitsche nach ihm. Der alte Täufer zuckte noch unter dem schweren Schlag und starrte mit gläsernen Augen nach der Decke.

Mit einem Fußtritt überzeugte sich der Rohling, daß kein Leben mehr in ihm war, und rief einem andern, um den Toten wegzuschaffen.

„Hast du einen Kettenschlüssel bei dir?"

Der Aufseher suchte in seiner Tasche. „Wieder ein Loch drin und alles verloren", stellte er fluchend fest.

„Macht nichts", lachte er, als er das magere Bein des Toten sah, griff nach einem Schiffsbeil und hackte ihm mit einem Schlag den Fuß unter der Kette weg.

Dann hob er die leichte Last und trug sie die Treppe hinauf und warf sie ins Meer.

Den Freunden krampfte sich das Herz zusammen, und Peter Hertig seufzte: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen? Behüte mein Vreneli daheim im Kleegarten."

In der Ferne aber tauchten die weißen Wolken auf über den Bergen Siziliens.

Altes Unrecht kommt an den Tag, und um den Abend wird es licht

Auf der leichten Anhöhe von Thunstetten wuchsen Schloß und Garten fast gleichzeitig aus dem sanft ansteigenden Boden heraus, und der General von Erlach stand täglich beim Baumeister und sah zu, wie die schöne Fassade mit den abgemessenen Fensterstürzen höher strebte.

„Der kann schon bauen lassen!", fanden die Thunstetter Bauern, „sechs Jahre war er Landvogt in Aarwangen und zugleich General in kaiserlichen Diensten, das bringt ein Vermögen ein!"

Viele der gnädigen Herren aber dachten gleich, und dieser Doppelverdiener war der Hauptgrund, daß die Gegner des Schultheißen Willading endlich durchsetzen konnten, daß die Landvogteien durch das Los verteilt und nicht mehr für geleistete treue Dienste dem Nepoten eines Schultheißen oder dem Parteigänger eines einflußreichen Venners zufallen sollten.

Wenn sie aber gar gewußt hätten, daß der General auch von Frankreich für seinen Nachrichtendienst große Summen bezog, so wären der Neider des reichen Bauherrn noch mehr gewesen als Balken im kunstvoll gefügten, hochstrebenden Dachstuhl des neuen Schlosses.

War er aber glücklich bei seinem Bau?

Warum sah man ihn nie mit der Frau Generalin am Arm die Fortschritte des herrlichen Landhauses bewundern? Warum war sie meist fort auf dem Wilhof oder gar in Bern?

Der Kinder wegen doch wohl nicht, sie hätte so gut wie andere Patrizier einen Hofmeister nach Aarwangen berufen und die Kinder dort unterrichten lassen können, und der Gesundheit wegen lebte sie gewiß auch nicht in der Stadt. Man wußte ja schon längst, daß das Landleben gesünder sei!

Nein, seit sie seiner Untreue auf die Spur gekommen, hatten sich die schlimmen Berichte über sein Vorleben vermehrt wie das Unkraut im Garten nach einem warmen Frühlingsregen und sie ihrem Manne immer mehr entfremdet.

Was hatte der General auch immer in Solothurn zu tun und gar noch bei einem Notar? Was waren das für Geschäfte, die er nicht in Bern besorgen lassen durfte?

Das Mißtrauen war da und wurde immer größer und fraß sich ein wie eine schleichende Krankheit, und kein Park in Thunstetten und kein Pavillon und keine Wasserkunst konnte etwas dagegen helfen. Den Fortschritten des Schlosses fragte die Generalin weit weniger nach als den Berichten, die sie über die frühere Tätigkeit ihres Mannes da und dort vernehmen konnte.

Wozu hatte man Kammerjungfern, die alles wußten, und wozu gab es Einladungen?

Warum durfte man nicht in der Bekanntschaft und in der Verwandtschaft da und dort etwas fragen?

Eines Tages kam der Bericht aus Solothurn, daß der General eine große Summe Geld nach Frankreich geschickt habe. Wozu?

Er gab ausweichende Auskunft, das sei für Ledertapeten, die im neuen Schloß in einen Saal kommen sollten.

Seit wann aber bezahlt man so etwas zum voraus? Die Generalin beschloß, sich noch genauer zu erkundigen, als Tochter eines Schultheißen kannte man Türen, die anderen Leuten nicht offen standen.

Es brauchte aber keine besondere Mühe, um zu vernehmen, daß weder eine Tapete noch etwas anderes in Frankreich gekauft worden war.

Eines Tages ritt der Ambassador von Solothurn wieder ins Schloß Aarwangen zum General. Frau Margareta schätzte seinen Besuch nicht, er beunruhigte sie stets. Sie blieb im Zimmer und ließ sich wegen Unwohlsein entschuldigen. Allemal, wenn er kam, war der General nachher sehr gereizt, und es war leicht ersichtlich, daß die Gespräche der beiden Herren unmöglich etwas Angenehmes zu bedeuten hatten. Wenn der Gesandte das Schloß verließ, fiel der Generalin beinahe ein Stein vom Herzen.

Am Tage nach diesem Besuche fragte die Kammerjungfer die Generalin bei der Morgentoilette, während sie ihre ergrauenden Haare kämmte: „Hat der Herr General katholische Verwandte in Frankreich?"

„Nicht, daß ich wüßte", sagte die Generalin, „doch ist seine Verwandtschaft sehr zahlreich, und es kann wohl sein, daß ich nicht alle kenne. Doch wie kommst du auf diese Frage?"

„Gestern war der Reitknecht des Ambassadors im Office und erzählte von Frankreich, und dann fragte er plötzlich, ob unser Herr einen Bruder dort drüben habe, der katholisch geworden sei."

Die Generalin schüttelte den Kopf. „Wie kommt aber der Bursche drauf?"

„Er sagte, daß unser Herr kürzlich eine Françoise von Erlach ins Kloster der Lehrschwestern in Perpignan eingekauft habe; das werde wohl eine Verwandte sein, die zum alten Glauben übergetreten sei und deswegen das Vermögen nicht herausbekommen habe."

„Davon weiß ich nichts", sagte die Generalin, und alles schwamm ihr vor den Augen, so daß sie sich fest an der Lehne des Stuhles halten mußte.

„Hat er noch mehr von ihr gewußt?" fragte sie nach einer Weile.

„Nein, er habe nur gehört, wie sein Herr einem Sekretär den Auftrag gegeben, das Geschäft für den General zu besorgen."

„Nein, von der Verwandtschaft wußte ich nichts", wiederholte Frau Margareta, „aber es gibt noch andere von Erlach."

Mit einem dunklen Verdacht, der immer drückender wurde, erhob sie sich und schloß sich in ihr Arbeitszimmer. Dort war es ihr unmöglich, etwas anzurühren. Sie lehnte sich an das Fenster und sah in die Bäume des Parkes hinaus. Sie sah und hörte nichts, was draußen vorging, sie starrte unbeweglich ins Leere.

Wer war die Françoise von Erlach?

War nicht vor einigen Jahren auf dem Wilhof von ihrem Manne ein Knecht fortgejagt worden, der unter ihm in Frankreich gedient hatte? Etwa, weil er etwas von dieser Françoise wußte?

Es ließ ihr keine Ruhe.

Was hatten auch die Andeutungen des Abtes von St. Urban zu bedeuten gehabt, als er bei seinem letzten Besuche dem General sagte, es sei schade, daß man nicht in Frankreich sei, die Berner seien dort eher geneigt, auf katholische Forderungen einzutreten!

Damit hatte er den General schwer geärgert, das war deutlich zu sehen gewesen .

Sollte da etwas anderes dahinter stecken? Man mußte doch einmal den Papa fragen.

Schluß folgt.